

DIE NÄHE DES UNBEKANNTEN INFORMATIONSTECHNISCHER FORTSCHRITT UND SEINE SOZIALEN UND POLITISCHEN KONSEQUENZEN

Was ich zu sagen habe, möchte ich unter die Stichworte kommunikative Verdichtung und informationelle Innovation stellen. Zu diesen Stichworten möchte ich von vielen Gesichtspunkten, unter denen man das behandeln könnte, sieben herausgreifen. Um welche Gesichtspunkte handelt es sich? Ich werde sie jetzt zunächst nennen:

1. Der erste klingt etwas düster und lautet "Zukunftsgewißheitsschwund". Das ist eine Konsequenz aller modernen, informationell eng zusammengebundenen, kommunikativ verdichteter Gesellschaften. Das klingt spenglerisch, ist aber gar nicht so düster gemeint;
2. erhöhte Veraltensrate, die die technische Produktion und insbesondere auch die Innovationen kennzeichnet;
3. erhöhte Prioritätszwänge;
4. erhöhte Selektionszwänge;
5. erhöhte Lernzwänge;
6. progressive Selbsthistorisierung. Sie ist charakteristisch für alle modernen Gesellschaften.
7. Hier beziehe ich mich auf das...Thema Technikfeindschaft und Wissenschaftsfeindschaft: "Orwell hat unrecht behalten".

1. Zukunftsgewißheitsschwund

Zukunftsgewißheitsschwund klingt, wie gesagt, düster...Mir begegnete der Ausdruck "kommunikative Verdichtung" zuerst, als im Ruhrgebiet, näherhin in Dortmund, eine neue Technische Hochschule errichtet werden sollte. Das war in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre - Investitionsvolumen etwa eine Milliarde. Eine solche Investitionsentscheidung trifft die öffentliche Verwaltung nicht, ohne sich des Rats der Fachleute, in diesem Falle unter anderem der Architekten, Städtebauer und näherhin auch der Universitäts- und Hochschularchitekten zu bedienen. Die sagten damals, wir brauchen eine Campus-Universität draußen vor den Toren der Stadt, auf grüner Wiese errichtet, zur Förderung enger Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden - und nun das Architektendeutsch - unterstützt durch "Zonen der Kommunikationsverdichtung"...Gemeint war aber etwas sehr Einfaches. Die Institute und die Bibliotheken sollten in einem kompakten Gebäude, kreisförmig oder auch eckig angeordnet werden und in der Mitte dann eine Zone der kommunikativen Verdichtung unter einem Dach, wo man sich vorstellte: Alle laufen von einem zum anderen Institut, von dem einen Institut zur anderen Bibliothek und treffen sich im architektonischen Zentrum der Anlage beiläufig. Man plante also die uralteste denkbare Kommunikation der unmittelbaren personalen Begegnung, wie wir sie gegenwärtig noch auf Dorfstraßen gelegentlich machen. Es war sozusagen kommunikationsromantisch. Das Architektendeutsch war unwidersprechlich, und so wurde entsprechend gebaut.

Als wir die ersten 120 Millionen verbaut hatten, veränderten sich plötzlich die Prämissen, die leitenden Theorien über den Fortschritt der Wissenschaft, über die zweckmäßige Art eines Universitätsbaues, und es galt nun nicht mehr, die Zone der kommunikativen Verdichtung zu schaffen, sondern die Parole lautete "Urbane Verflechtung". Das sollte heißen: Hinein mit den Instituten in die Baulücken der Stadt, um die Verbindung von akademischer und bürgerlicher und geschäftlicher Welt enger zu machen. Wir hatten also alles falsch gemacht, und da standen nun die Gebäude sozusagen als betongewordene Denkmäler unseres administrativen Irrtums.

Jeder, der in modernen, das heißt durch raschen wissenschaftlichen, selbstverständlich auch den darauf folgenden technischen und ökonomischen Fortschritt gekennzeichneten Gesellschaften, Entscheidungen von einiger Größenordnung zu treffen, zu planen und zu entscheiden hat, kann analoge Geschichten erzählen. Sie sind modernitätsspezifisch. Derartige Irrtümer gab es in älteren, das heißt weniger dynamischen Gesellschaften nicht. Die Sache ist insofern ernst, als durch die Innovationsdynamik, insbesondere auf dem informationellen Gebiet, die Rationalität des Handelns nur in einem Aspekten der Sache gefördert wird. Je mehr Information verfügbar ist, um so rationaler wird ja das Handeln.

Dieses Argument ist nicht falsch. Aber man muß zugleich erkennen, daß es immer dafür gegolten hat, daß eine wesentliche Bedingung der Rationalität des Handelns diese sei, daß die Annahmen über die Wirklichkeit, in die wir durch unser Handeln verändernd oder auch konservierend eingreifen, einigermaßen konstant bleiben. Sie müssen sozusagen standhalten. Und in dynamischen Gesellschaften desavouieren eben die neuen Informationen immer rascher die Wirklichkeitsannahmen von gestern.

Noch eine ganz kleine Anmerkung dazu: In einer sogenannten Informationsgesellschaft wird in gewissem Umfang die Kalkulation dessen, womit wir künftig zu rechnen haben, sogar prinzipiell unmöglich. Das ist eine sehr anspruchsvolle Behauptung. Der Grund, der diese Behauptung trägt, ist zuerst dem kürzlich verstorbenen prominenten austro-britischen Wissenschaftstheoretiker Carl Popper eingefallen. Ich will daher dieses Argument Popper zu Ehren gern auch das Popper-Theorem nennen. Es lautet folgendermaßen: Wir mögen ja über die Zukunft alles Mögliche wissen, und viel wissen wir ja auch, denn sonst könnten wir überhaupt nicht rational handeln. Nur eines können wir - jetzt kehrt das anspruchsvolle Wort wieder -prinzipiell nicht wissen. Wir können nicht wissen, was wir künftig wissen werden, denn sonst wüßten wir es bereits jetzt. Je größer aber nun die faktorielle Bedeutung künftigen Wissens für die Veränderung unserer Lebens- und Produktionsverhältnisse ist, um so mehr und im selben Maße gilt: In einer Informationsgesellschaft läßt sich deren Zukunft prinzipiell nicht voraussagen.

Das hat eine Fülle von Konsequenzen. Zwei will ich nennen, eine emotionale und eine praktische. Die praktische zunächst besteht darin, daß sie genau komplementär zur Informationsverdichtung stattfindet, zur Verdichtung der informationellen Innovation. Heute - früher war das gar nicht nötig - müssen wir uns bereits gegenwärtig bemühen, die Zukunft über prognostische Anstrengungen kalkulierbar zu machen. Deswegen gibt es heute Dienstleistungsunternehmen, die es vor sechzig Jahren noch gar nicht gab - prognostisch arbeitende Dienstleistungsunternehmen nämlich. Damit hängt auch zusammen, daß die Zukunftszeiträume, die gegenwärtig planerisch bereits berücksichtigt werden, sich immer weiter ausdehnen.

...Noch vor zwanzig Jahren waren jene Taschenkalender, die wir als Zukunftsplanungsgeräte ganz einfacher Art benötigen, nur als Einjahreskalender verfügbar. Inzwischen gibt es exklusiv Anderthalbjahreskalender und Firmen, die auf sich halten, bieten heute auch schon Dreijahreskalender an. Und...von der Prognos AG werden sogar Kalender im Kalender "for long range planning" bis zum Jahre 2010 angeboten. Das heißt, nach der versicherungsmathematisch-statistischen Durchschnittswahrscheinlichkeit der Lebenserwartung könnte ich darin, wenn ich ihn kennte, bereits den Tag meiner Beerdigung eintragen.

Die Befindlichkeitsfolge ist übrigens einer der Gründe für das in allen modernen Gesellschaften und längst auch in Japan zunehmende Mißbehagen über diese Dynamik der technischen Entwicklung. Man kann sich dies plausibel machen, wenn man sich klarmacht, daß die Nähe des Unbekannten ängstigt. Dies weiß jeder aus seiner Kinderzeit, wie er allmählich den häuslichen Garten verließ und die Welt da draußen eroberte. Heute ist die Nähe des Unbekannten die wachsende Nähe des Unbekannten nicht in der Dimension des Raumes, sondern in der Dimension der Zeit. Das heißt, die unbekannte Zukunft, in die wir nur mit sehr großem prognostischem Aufwand hineinzublicken vermögen, rückt der Gegenwart immer näher. Die Nähe des Unbekannten, noch einmal, ängstigt, und deswegen sind dynamische Gesellschaften merkwürdigerweise zugleich sehr angstbereite Gesellschaften. Das erklärt das "No Future" auf allen Betonwänden der modernen Welt. In Afrika kann man das natürlich nicht finden. Es ist nur in der modernen Welt der Fall und beruht nicht darauf, daß diejenigen, die dies niederschreiben, wissen, es werde uns schlimm gehen in der Zukunft. Es ist allein die Ungewißheit über das, was kommt, was hier ängstigend wirkt.

Das alles bedeutet - ich will dies noch auf eine allgemeine letzte temporale Struktur bringen -: Gesellschaften, die durch ein hohes Maß an informationeller Verdichtung gekennzeichnet sind, sind auch gekennzeichnet durch ein Schrumpfen des Ausmaßes der Zeit, für die wir mit einigermaßen konstanten Lebens-, Produktions- und Arbeitsbedingungen rechnen können. Man kann den Bestand auch so zusammenfassen, daß man sagt, moderne Gesellschaften sind charakterisiert durch einen Prozeß fortschreitender Gegenwartsschrumpfung. Als ich das Wort meinen Studenten in Zürich zum ersten Mal präsentierte, spotteten sie schön und haben dann bei Gelegenheit einer Feier, die aus Anlaß meines sechzigsten Geburtstags dort an der Universität ausgerichtet wurde, mir eine

Hausapotheke überreicht - angefüllt mit lauter Mittelchen zur Abwehr der von mir analysierten Zivilisationsgebresten, darunter auch ein Mittel gegen die "Präsentialzerrhose".

2. Erhöhte Veraltensrate

Was ist damit gemeint? Ich will dies zunächst an einem Beispiel aus der Frühindustrialisierung deutlich machen. Erhöhte Veraltensrate - das läßt sich exemplifizieren mit historisch hartem und konkretem Wissen aus der Wirtschaftsgeschichte. Wenn, sagen wir, im deutschen Südwesten, im Württembergischen oder auch in der Nordostschweiz, in St. Gallen, ein Textilunternehmer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts seine alten Manufakturhallen mit damals modernen Maschinen ausstattete, konnte er bei der Solidität des damaligen Werkzeugmaschinenbaus die Maschinen solange stehen lassen, bis sie gebrauchtsabhängig verschlissen waren. Das dauerte ungefähr dreißig Jahre, wenn sie gut gewartet wurden.

Nun sind wir im Jahre 1880. Und wenn nun derselbe Unternehmer oder sein Sohn - Töchter kamen damals dafür noch nicht in Frage - es sich hätte gestatten wollen, bei der jetzt fälligen Wiedereinrichtung der Produktionsstätten mit den nun verfügbaren Werkzeugmaschinen diese nun abermals für dreißig Jahre stehen zu lassen, nämlich bis 1910, wäre er inzwischen erbarmungslos vom Markt geflogen, und jedermann sieht, weshalb. Inzwischen hatte sich nämlich auch der Maschinenbau derartig dynamisiert, daß die Unternehmer zur Abschöpfung der Produktivitätsvorteile, die aus den technischen Fortschritten resultieren, gezwungen waren, die Maschinen auszutauschen, längst bevor sie gebrauchtsabhängig verschlissen waren - schon nach etwa fünfzehn Jahren also. Wenn man Glück hatte, konnte man die alten, aber noch brauchbaren Maschinen nach Irland oder auch nach Indien verkaufen.

Die Sache hat insofern Finesse, als dieser Prozeß, den wir ja auch gegenwärtig aus unseren eigenen Arbeitsbereichen bestens kennen, eine überaus wichtige Folge für unser kulturelles Verhalten zur Zeit hat. Es wachsen uns nämlich über diesen Prozeß zwei Bedeutungen des Wortes "alt" zu, die wir früher gar nicht kannten. Früher war "alt" immer das, was gebrauchtsabhängig verschlissen war und dann durch etwas Neugemachtes von derselben Art ersetzt werden mußte. Heute bekommt "alt" immer mehr die Bedeutung dessen, was durch etwas bereits verfügbares Besseres ersetzt werden muß. Die kulturellen Folgen sind umwälzend. Ich muß mir versagen, die Folgen dieser Veränderung im Detail zu schildern. Es handelt sich übrigens um einen Prozeß, der, wie man rasch erkennt, auch durch gewisse Grenzen charakterisiert ist. Die Innovationen dürfen nicht beliebig schnell eintreten. Sie sind nämlich nicht beliebig schnell verarbeitungsfähig. Man stößt auf institutionelle und auch auf individuelle Grenzen unserer Innovationsverarbeitungskapazitäten.

Es ist ein ganz aktuelles Thema der Volkswirtschaftslehre, die Zeitgrenzen der Verarbeitung von Innovationen zu thematisieren...Das Neue hat in einer durch Innovationen gekennzeichneten Gesellschaft ja stets einen Aufmerksamkeitsvorrang.

Mode, der Vorrang des Modernen hängt damit zusammen, und auch viele technische Geräte nutzen diesen Appeal des Neuen. Beim PKW ist dies offenkundig der Fall. Man freut sich bei diesem Gebrauchsgegenstand immer noch besonders, wenn der Wagen des allerneuesten Design vor dem Hause auf der Straße steht. Und nun ist es zuerst in Japan beobachtet worden, daß, wenn das Design zu rasch erneuert wird, jenseits eines ungewissen Punktes beim Publikum Verunsicherung darüber eintritt, was nun überhaupt noch das Allerneueste sei.

Wenn die Menge des Neuen zu groß wird, kann man nicht mehr zwischen dem Neuen und dem Älteren unterscheiden, und genau das ist der Punkt, wo auf Innovation zu setzen seinerseits ökonomisch nicht mehr lohnt. Das ist eine Erfahrung, die in einigen Produktionsbereichen inzwischen gemacht und auch thematisiert wird. Es bedeutet übrigens für Unternehmer, die investieren müssen, daß sie immer häufiger unter den Druck eines Optimierungszwanges geraten: Sie müssen einerseits bedacht sein, Produktivitätsvorteile zu nutzen durch Installation, durch Nutzung neuerer Geräte, andererseits wissen sie auch, daß es sich lohnt zu warten, damit sie nicht allzusehr durch hohe Anfangspreise mit der Finanzierung der Entwicklungskosten solcher neuen Geräte belastet werden.

Welch außerordentlich urteilskräftige und urteilsreife Entscheidung ist heute Unternehmern abverlangt! Wie gemütlich waren demgegenüber die investiven Entscheidungen noch im Falle der erwähnten St. Galler Textilunternehmer um 1880. Der Zwang, sich über die Rationalitätsgrundlagen der eigenen Entscheidung eigens zu informieren, wird immer größer.

3. Erhöhte Prioritätszwänge

Um dies plausibel zu machen, sollte man auf einige elementare Mathematikkennnisse rekurren, die wir alle aus dem Mittelklassenmathematikunterricht des Gymnasiums noch in Erinnerung haben. Es handelt sich um eine mathematische Eigenschaft aller Netze - es mag sich um Verkehrsnetze oder um Informationsnetze handeln. Die triviale mathematische Beziehung, um die es sich dabei handelt, besteht darin, daß in Netzen die Menge der Beziehungen, die sich zwischen den Elementen eines Systems herstellen lassen, nicht parallel zur Zahl der Elemente dieses Systems wächst, sondern in einem quadratischen Verhältnis zur Zahl der Elemente eines Systems. Die Formel für diese Beziehung sei hier nicht mitgeteilt; man kennt sie.

Übersetzen wir in Anschauung, was das bedeutet. Wenn sich Netze füllen, das heißt, wenn die Anschlüsse für die möglichen Verbindungen zwischen ihnen hergestellt werden, so bewirkt die quadratische Beziehung zwischen den Netz-Elementen und den zwischen ihnen herstellbaren Verbindungen, daß der Nachteil, den es bedeutet, nicht angeschlossen zu sein, nicht etwa linear, sondern exponentiell wächst. Man kennt das aus der Industrialisierungsgeschichte. Wieviel Stadt- und Dorfväter haben nicht, als die Eisenbahnen gebaut wurden, mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln dafür gesorgt, daß die Eisenbahn möglichst weit weg blieb. Als dann die Zahl derer, die an das Eisenbahnsystem angeschlossen waren, immer größer wurde, wuchs der Nachteil, selber nicht angeschlossen zu sein, dramatisch. Und dasselbe gilt natürlich auch für die Informationsnetze. Die Einführung des Telefons ist hier ein besonders eindrucksvolles Beispiel. Noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die ersten Telefone installiert wurden, hatten bald etwa zwei von hundert Personen solche Anschlüsse. Das steigerte sich bis in die frühen dreißiger Jahre auf etwa sechs pro Hundert und stagnierte dann in den Kriegszeiten. Zwischen 1950 und 1980 brauchte es indessen nur etwa dreißig Jahre, und die Zahl der Anschlüsse verzehnfachte sich. Das sind exponentiell verlaufende Vorgänge, die mit der quadratischen Natur dieser Beziehung, die ich erläutere, zusammenhängen.

Für Produkthersteller, für die Hersteller von Produkten zur Realisierung von Informationsnetzen oder Verkehrsnetzen sind die Zeiten der Anschlußrealisierung natürlich goldene Zeiten - wegen des gewaltig ansteigenden Nachfragedrucks. Dies hat allerdings auch eine sehr unangenehme ökonomische Konsequenz. Auch sie wurde von Ökonomen im Detail untersucht. Sie hängt mit der Gesetzmäßigkeit zusammen, daß unter solchen Bedingungen der Vorzug, der darin besteht, der Erste auf dem Markt zu sein, ein nur sehr schwer einholbarer Vorzug ist. Das hängt wiederum damit zusammen, daß auch für die Entwicklung dieser netzherstellenden und netzverfügbarmachenden Geräte aufzubringende Mittel von denjenigen am besten abgeschöpft werden können, die auf dem Markt als erste auftreten.

Hier fällt einem ein, was Gorbatschow zu diesem Bestand sagte: "Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben." Aus der Perspektive des schlichten Endbenutzers würden einem dazu die Schicksale des Faxgeräts einfallen. Auch sie kann man vielleicht mit dieser Gesetzmäßigkeit erklären: "Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben." Nota bene: Gorbatschow hatte damit nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche Aspekte im Auge. Man weiß heute einigermaßen gut, was diesen Generalsekretär veranlaßt hat, Reformen einzuleiten, an denen die Sowjetunion zerbrechen sollte. Sie hängen nicht zuletzt mit moderner Informationstechnologie zusammen. Die sowjetische Weltmachtstellung beruhte ja im wesentlichen auf nichts anderem als auf dem gewaltigen Militärpotential. Ihre interkontinentalen Raketen repräsentierten gewiß Hochtechnologie, waren aber nicht so zuverlässig wie die amerikanischen, aber dafür war ihre Sprengwirkung größer. Im übrigen waren es Panzer und Kanonen, die die sowjetische Militärmacht darstellten. Alsdann aber hatten die sowjetischen Generäle dem Generalsekretär zu melden: Genosse Generalsekretär, wir wissen, daß die Amerikaner umrüsten, nämlich bis in die Infanterieeinheiten hinein. Infanteristen verfügen jetzt über elektronisch gesteuerte Waffen, die sie auf der Schulter tragen können, nämlich Panzerabwehrwaffen, die unsere 40.000 Panzer im Konfliktfall binnen kürzester Frist zu Schrott schießen würden. Wir brauchen nun unsererseits diese Elektronik, sonst fallen wir auch noch auf dem

einziges Gebiet, wo wir Weltmacht sind, hoffnungslos hinter die Amerikaner zurück. Daraus also resultierte der objektive militärpolitische und machtpolitische Zwang zur Modernisierung der Wirtschaft, die Gorbatschow einleitete. Sie einzuleiten bedeutete aber, daß dieses absurde System des Sozialismus mit seiner absurden ordnungspolitischen Grundlage binnen eines halben Jahrzehnts zusammenbrach.

4. Erhöhte Selektionszwänge

Hierzu will ich ein paar ganz kurze Anmerkungen machen. Je größer die Menge der in der Informationsgesellschaft zur Verfügung stehenden Informationen wird, um so mehr ist uns Selektionskapazität abverlangt. Und es läßt sich bereits voraussagen, daß unsere Gesellschaft immer mehr auseinanderdriften wird zwischen denjenigen, die diese Informationsabrufkompetenz gewonnen haben, und den anderen, die eher zu Opfern der Überfülle der Informationen werden, die ihnen zur Verfügung stehen, da sie damit nicht richtig umgehen können.

Dies demonstriere ich gern am nicht-fiktiven Beispiel zweier Studenten - sagen wir eines Studenten, der den halben Montag mit Nachrichtenmagazinlektüre verbringt - und dies vielleicht sogar noch mit dem Anspruch, damit strenge Informationspflichten des Bürgers zu erfüllen. Donnerstags ist derselbe Student dann auf allerlei Nachrichten-Wochenzeitungen abonniert, und wenn es sich um einen Literaturstudenten handelt, dann wird er sich vielleicht schon aus Berufsgründen für verpflichtet halten, sich keine Trivialromanverfilmung im Fernsehen entgehen zu lassen.

Der intellektuelle Passivismus dieses so inkompetent mit den Informationsangeboten umgehenden Zeitgenossen ist bald genauso groß wie die Tristesse, mit der er umhergeht. Und der tüchtige Student, auf der anderen Seite, zieht wie eine Rakete davon und ist nie mehr einzuholen. Lernpsychologisch steckt übrigens dahinter, daß im Zeitalter wie nie zuvor in Fülle angebotener und zugleich mit wichtiger hochspezialisierter Information diese nur produktiv abgerufen und genutzt werden kann, indem man sie auf Handlungszusammenhänge, die auch Lernzusammenhänge sein können, bezieht. Die diffuse Informationsaufnahme ist demgegenüber gänzlich unproduktiv.

Diese Erfahrung können wir alle machen, wenn wir einmal einen Urlaub in einer Gegend verbringen, in der wir die Sprache nicht mehr verstehen, die auch zu weit weg ist, als daß uns die heimische regionale oder überregionale Zeitung nachgesandt werden könnte. Wenn wir dann nach drei Wochen nach Hause kommen, werden wir feststellen, wir haben furchtbar viele Nachrichten versäumt und darüber hinaus fast nichts versäumt. Daraus können wir übrigens auch Konsequenzen für die Zeit außerhalb des Urlaubs ziehen.

Noch eine ganz kleine Bemerkung zum sechsten Stichwort, während ich das eingangs genannte fünfte Stichwort ("Lernzwänge") mir aus Zeitgründen schenke.

6. Progressive Selbsthistorisierung

Ich hatte bereits erwähnt, daß die Kehrseite moderner Zivilisationsdynamik immer die hohe Veraltensrate ist. Die Konsequenz ist: Nie zuvor hat es eine Zivilisation gegeben, die mit so viel veraltetem Zivilisationsgut umgeben gewesen wäre wie unsere eigene. Jede frühere Zivilisation hatte eine viel weniger veraltete Infrastruktur aufzuweisen. Modernisierung macht unmodern.

Die fortschrittsabhängige Veraltensrate kann man natürlich auch messen. In der Wissenschaft sind längst solche Meßgrößen entwickelt worden, zum Beispiel die fabelhafte Halbwertszeit wissenschaftlicher Literatur. Da sprach man vor zehn Jahren etwa bei Molekularbiologen von einer Halbwertszeit von acht Jahren. Inzwischen ist sie auf drei bis zwei Jahre abgesunken. Dies hat eine Fülle von praktischen Konsequenzen im Umgang mit der Realität.

Eine Konsequenz will ich noch rasch verdeutlichen. Die Konsequenz der Erfahrung mit der hohen Veraltensdynamik auch der uns umgebenden Information löst überall in den modernen Gesellschaften eine Suche nach solchen Beständen aus, die durch den Vorzug der relativ größeren Alterungsresistenz ausgezeichnet sind. Es klingt sehr merkwürdig: größere Alterungsresistenz wird plötzlich ein Vorteil. Ein schlichtes Beispiel aus unserer klassischen Literaturgeschichte: Explosionsartig vermehrte sich im 18. Jahrhundert die in Printmedien transformierte Information, und

immer mehr Bücher legten einem die Buchhändler im Herbst zu Michaelis - das ist die Buchmessezeit - auf den Schreibtisch. Und so klagte Schiller: "Schon wieder so viele neue Bücher!" An seinen Brieffreund Körner in Dresden schrieb er: "Was soll ich nur machen?" Die Antwort, die Schiller selbst gab, lautete: "Ich werde jetzt für drei Jahre überhaupt nichts Neues mehr lesen, nur noch Homer und die Alten." Das ist die Geburt des Klassischen im modernen Sinn aus der Erfahrung des anwachsenden Informationsdrucks und Innovationsdrucks - unter den bescheidenen Maßen der Zeit vor 200 Jahren.

Um das noch einmal in einer Geschichte zu präsentieren, die etwas neuer, aber auch schon dreißig Jahre alt ist: Damals beriet man im Gründungsrat der neuen Ruhr-Universität Bochum das Universitätswappen betreffend, das man sich zulegen wolle. Da gab es eine Fraktion von Revierromantikern - so will ich sie einmal nennen -, die fand, wir könnten es uns nun nicht mehr leisten, uns mit den alten Requisiten der bürgerlichen Bildungswelt zu schmücken - mit einer Eule oder mit einem Buch. Es müsse schon etwas sein, was den Geist des Reviers, der Industrielwelt atmet. So drückte man sich aus. Also schlug jemand einen Förderturm vor. Doch da warnten die anwesenden Ökonomen: "Vorsicht, die beiden letzten Zechen auf Bochumer Stadtgrund" - sie lauteten auf die schönen Namen Friedlicher Nachbar und Fröhliche Morgensonne - "werden binnen zwei Jahren geschlossen und die Türme niedergelegt". Hohe Veraltensrate! Nun kam ein progressiver Theologe und schlug vor, dann doch eine Atommodellgrafik zu wählen. Er hatte nämlich kurz vorher die Weltausstellung in Brüssel besucht, wo ja heute noch das Atomium steht. Da warnten die anwesenden theoretischen Physiker: "Vorsicht, gerade unsere Vorstellungen vom Aufbau der Materie im subatomaren Bereich unterliegen gegenwärtig einem Prozeß einer permanenten Revolution - hier ist die Veraltensrate noch größer." Und da schlug die Stunde der klassischen Bildung: Epimetheus und Prometheus, von keinem Innovationsschub ernsthaft bedroht, bilden seither das Bochumer Universitätssiegel.

7. Orwell hat unrecht behalten

Orwells berühmter Roman "1984", der hochentwickelte Technik als Medium totalitärer Herrschaft beschreibt, entstammt bekanntlich der Frühzeit des Kalten Krieges. Inzwischen haben die Repräsentanten der Hauptmächte, die in diesem Krieg gegeneinander standen, sein definitives Ende ausgerufen. Um so verblüffender ist, daß nichtsdestoweniger Orwells Schreckensutopie erst in unseren Jahren auf dem Höhepunkt ihrer Wirkungsgeschichte gelangt ist. Das Orwell-Jahr 1984 war ein Medienereignis ersten Ranges, international, und nichts hat die Kommentatoren damals mehr beschäftigt als Orwells Technik-Philosophie. In mehreren Ländern argumentierten Bürgerinitiativen gegen die Einführung maschinenlesbarer Personalausweise mit Rekurs auf Orwells Warnungen, die sich, wie man sähe, als sehr berechtigt erwiesen hätten. Staatlich-administrative Nutzung der Datenverarbeitungstechnik werde den Bürger zum gläsernen Bürger machen und das Ende der Privatheit bewirken. Francis Bacons ur-technokratischer Satz, Wissen sei Macht, wurde im Licht Orwellscher Technik-Philosophie semantisch umgedreht und, statt auf Naturbeherrschung, auf Menschenbeherrschung bezogen, und sogar Ämter für Statistik gerieten in den Geruch, die Bürokratie solcher Beherrschung zu sein. Entsprechend wurde, wie man das in der Bundesrepublik Deutschland erlebt hat, Volkszählungsboykott zur Gewissenspflicht widerstandsbereiter Bürger erklärt. Wider die elektronischen Medien erhob sich der Verdacht, sie würden im Endeffekt als Instrumentarien der Manipulation öffentlicher Meinung eingesetzt. Von der Einführung des Kabelfernsehens mit seinem Unterhaltungsangebot auf mehr als einem Dutzend Kanälen befürchtete man den Verfall politischer Urteilskraft. Die technischen und ökonomischen Imperative des industriegesellschaftlichen Systems brächten sich als Sachzwänge zur Geltung, die keinerlei alternative Optionen offen lassen. Die Macht dieser industriegesellschaftlichen Sachzwänge "kolonisiere" herkunftsprägen Lebenswelten, löse die in diesen Lebenswelten gewachsenen individuellen und kollektiven Identitäten auf und ersticke den Reichtum der Kulturen unter dem Zivilisationsfirnis der in ihrer Evolution von Kapitalverwertungsinteressen diktierten Industriegesellschaft. Inzwischen wissen wir, daß die industriegesellschaftlichen Entwicklungen, konträr zur düsteren Prognostik Orwells, sogar auf die Totalität totalitärer Systeme sich zersetzend und so freiheitsbegünstigend ausgewirkt haben. Drei Argumente mögen das plausibel machen. Erstens lassen sich durch Mauern, Stacheldrahtverhaue und sonstige mechanische Vorrichtungen totalitäre Systeme gegen unerwünschten Personenübertritt ungleich besser abdichten als gegen die frei in der Atmosphäre verkehrenden elektronischen Wellen. Die technisch bewirkte mediale Integration des Globus in ein informationelles Weltsystem schreitet ja unaufhaltsam fort. Genau gegen diesen Fortschritt richteten sich auch vor kurzem noch allerlei

Vorschläge zur sogenannten Reform der Weltinformationsordnung, an der, wie man sieht, natürlich in erster Linie die diktatorisch-einheitsparteilich verfaßten Gesellschaftssysteme interessiert waren. Kurz: Der technische Fortschritt erleichtert nicht, sondern erschwert die Behauptung totalitärer Informationsmonopole. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man im nachhinein konstatiert, daß sowohl in der ehemaligen DDR wie in der ehemaligen CSSR, auch in Ungarn und überdies in Rumänien der progressiv verlaufende Glaubwürdigkeitsverlust der in den genannten Ländern noch bis vor kurzem herrschenden Einheitsparteien nicht zuletzt durch Erfahrungen des Kontrasts zwischen einheimischer Propaganda und westlicher Medienberichterstattung bewirkt worden ist. Für die Prozesse manifesten Verfalls der Einheitsparteidiktaturen gilt Analoges. Die Dominoeffekte, die diesen Verfall beschleunigt haben, sind nicht zuletzt medienbewirkte Effekte gewesen.

Zweitens erfordern die technisch perfektionierten Instrumentarien totalitärer Macht auf modernem technischen Niveau in rasch wachsender Zahl Inseln freier Wissenserzeugung und relativ freien Wissenstransfers. In modernen Industriegesellschaften nimmt daher auch unter totalitären Bedingungen die Menge der Individuen, vor allem der Wissenschaftler, Ingenieure und Manager, ständig zu, denen man einen relativ freien Zugang zu den Quellen des Wissens verstatten muß, die also die Privilegien längerer Auslandsaufenthalte in Anspruch nehmen können, Erfahrungen mit den Lebensverhältnissen in anderen Systemen zu machen Gelegenheit haben und somit, nach Hause zurückgekehrt, Kenntnisse repräsentieren, die die herrschende Ideologie desavouieren. Der technische und wissenschaftliche Fortschritt als solcher mindert also und erhöht nicht die Chancen kompletter Bewußtseinskontrolle, wie Orwell sie uns utopisch vorgeführt hatte.

Drittens ist der technische Fortschritt als solcher ein Medium der Beschleunigung der Diffusion von Information und damit des Abbaus der Chancen zu jener perfekten Vergangenheitskontrolle, die das eindrucksvollste Detail der Orwellschen Schreckensutopie darstellt. Man kann zu Zwecken der ideologischen Indoktrination die Zahl der Schulungsbroschüren von Hunderttausend auf Zehn Millionen steigern, die in einem dort abgedruckten Bild Lenin mit dem wegretouchierten Trotzki, also ohne Trotzki, zeigen. So geschah es zu Stalins Zeiten. Aber je mehr man die Verbreitung ideologisch erwünschter Information steigert ("Propaganda"), um so schwieriger wird es, und zwar aus prinzipiellen Gründen, die entsprechend gesteigerte Propaganda von gestern im Bedarfsfall vollständig zurückzunehmen. Exemplarisch heißt das: Trotz aller Vergangenheitskontrolle taucht dann unerwarteterweise doch einmal in irgendeiner sibirischen Hütte jenes Originalbild auf, das uns Lenin in Gemeinschaft mit Trotzki zeigt, und Risse in der Glaubwürdigkeit herrschender Vergangenheitsbilder tun sich auf, die nie mehr zu kitten sind. Im faschistischen Italien ist übrigens eine ähnliche Geschichte passiert. Die Älteren mögen sich noch an jenes pompöse Bild erinnern, das uns auf einem Roß mit hochoberem Schwert Mussolini als "Schutzherrn des Islam" zeigte. Im Original zeigte aber das Photo überdies einen Stallburschen, der für alle Fälle das Roß am Zügel hielt - eine Szene von nicht gerade heroischer Anmutungsqualität. Entsprechend wurde der Stallbursche wegretouschiert und das so imperial gemachte Photo millionenfach propagandistisch verbreitet. Aber die Beseitigung des ungleich weniger imperialen Originals gelang nicht vollständig. Unter der Hand blieb das Bild des Stallburschen betreuten Duce verbreitet, und die Römer hatten zu lachen. In der Konsequenz heißt das: Mit der Transformation der Gesellschaft in eine sogenannte Informationsgesellschaft - und das ist in letzter Instanz ein technisch bedingter Vorgang - werden auch in totalitären Systemen Vergangenheitskontrollen als wesentliche Voraussetzung für die Erfüllbarkeit der Prätention historisch unverbrüchlicher Konstanz ideologischer Wahrheit immer geringer.

In der Zusammenfassung bedeutet das: Es mag gute Gründe geben, den Totalitarismus unverändert zu den keineswegs erledigten Gefahren politischer Entwicklungen zu zählen, auf die wir, um sie abzuwehren, gegenwärtig eingestellt bleiben müssen. Aber es ist nicht wahr, daß die technische Evolution als solche die Wahrscheinlichkeit dieser Schrecken erhöhte. Insoweit ist das Gegenteil richtig.

Hermann Lübbe

Der Autor

Hermann Lübke wurde 1926 geboren. Er studierte Philosophie und mehrere sozialwissenschaftliche Disziplinen in Göttingen, Münster und Freiburg i.Br. Er war als Professor an mehreren Universitäten tätig und wurde mit vielen Preisen geehrt. Seit 1991 ist Hermann Lübke Honorarprofessor für Philosophie und Politische Theorie an der Universität Zürich. Er veröffentlichte zahlreiche Bücher, das bisher letzte war "Abschied vom Superstaat. Vereinigte Staaten von Europa wird es nicht geben." Berlin 1994.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 26/27 1995,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>